

8. Schluss

In den vorausgegangenen Kapiteln wurde die Frage nach Form und Funktion anti-amerikanischer Vorurteile in aktuellen Alltagsdiskursen in der deutschen Bevölkerung behandelt. Im Licht der sprechakttheoretischen Anlage der Arbeit kam diese Frage als eine doppelte Problemstellung in Betracht, die nicht nur die Bedeutung anti-amerikanischer, sondern auch diejenige anti-amerikanismuskritischer Sprechakte betrifft: Die Frage, was AkteurInnen *tun*, wenn sie in bestimmten Kontexten bestimmte Amerikastereotype gebrauchen, ist immer auch die Frage, was Forschende *tun*, die solche Sprachgebräuche als Vorurteile beschreiben.

Dementsprechend lässt sich die Argumentation der vorliegenden Arbeit grob in zwei Teile untergliedern: einen theoretisch-reflexiven und einen empirisch-rekonstruktiven. Im theoretisch-reflexiven Teil wurde zunächst ein Überblick des gegenwärtigen Stands der Anti-amerikanismusforschung gegeben, wobei solche Konzepte im Vordergrund standen, denen ein einstellungstheoretischer Begriff des Vorurteils zugrunde liegt (Kap. 2). Ausgehend von den blinden Flecken und theoretischen Engführungen dieser Anti-amerikanismusdefinitionen wurde eine sprechakttheoretische bzw. performative Begriffsgrundlage als Alternative vorgeschlagen. Hierbei war das Ziel, die Sensibilität der Vorurteilkritik sowohl für ihre eigenen gesellschaftstheoretischen und normativen Begründungsprobleme, als auch für die flexiblen und fragmentierten Erscheinungsformen ihres Gegenstandes zu steigern (Kap. 3). Auf dieser Grundlage konnte dann im Rückgriff auf Konzepte der Diskriminierungs- und Ungleichheitsforschung ein gesellschaftstheoretischer Rahmen formuliert werden, der die zentralen Bezugspunkte für eine empirische Rekonstruktion anti-amerikanischer Vorurteile bereitstellt und zugleich, mittels des Konzepts der „erschließenden Kritik“ (Bonacker 2008, S. 64), normativ abstützt (Kap. 4). Die Brücke hin zum empirisch-rekonstruktiven Teil der Arbeit wurde durch eine Reflexion der sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden geschlagen, mithilfe derer die genannten theoretischen Konzepte für die empirischen Analysen adaptiert wurden. Hierbei standen methodologische Konzepte einer qualitativ-interpretativen

Hypothesengenerierung sowie der Integration quantitativer und qualitativer Verfahren im Mittelpunkt (Kap. 5).

Surveydaten bildeten den Ausgangspunkt des empirisch-rekonstruktiven Teils der Arbeit, indem sie einerseits einen Überblick über die Verteilung antiamerikanischer Tendenzen in der deutschen Bevölkerung ermöglichten, andererseits aber auch den zentralen Ansatzpunkt für die folgende qualitative Interviewstudie boten (Kap. 6 und 7): Nicht nur konnten über die erhobenen Antiamerikanismus-Skalen gezielt Interviewteilnehmende aus dem Survey-Sample ausgewählt werden, von denen eine hohe Bereitschaft zur Reproduktion antiamerikanischer Rhetoriken erwartet werden durfte. Die statistischen Befunde bzgl. des Zusammenhangs zwischen Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen bildeten zugleich Explananda für die qualitativen Analysen. Neben der Frage nach dem flexiblen und fragmentierten bzw. weltanschaulichen Charakter antiamerikanischer Alltagskommunikation wurde somit deren Zusammenspiel mit rassistischen, fremdenfeindlichen und antisemitischen Ausdrücken zu einer leitenden Fragestellung der Interviewstudie.

Auf den folgenden Seiten wird dieser argumentative Bogen, von der theoretischen Reflexion über methodologische Überlegungen hin zur empirischen Rekonstruktion, noch einmal in seinen wesentlichen Arbeitsschritten und Ergebnissen zusammengefasst (Kap. 8.1 und 8.2). Anschließend soll auf empirische und theoretische Fragestellungen eingegangen werden, die im Rahmen dieser Untersuchung offen bleiben mussten bzw. naheliegende Anknüpfungspunkte für weitere Forschung bilden (Kap. 8.3 und 8.4). Das Kapitel schließt mit einem Resümee der theoretisch-empirischen Ergebnisse der Studie.

8.1 FAZIT DER THEORIEBILDUNG

Antiamerikanismus, so die grundlegende Annahme der vorliegenden Arbeit, ist in erster Linie als Tätigkeit aufzufassen, als eine Form des Sprechhandelns. Ausdrücke werden nicht dadurch antiamerikanisch, dass sie von antiamerikanisch disponierten Subjekten geäußert werden, sondern dadurch dass sie bestimmte rhetorische Funktionen erfüllen. Diese liegen den zuvor dargestellten empirischen Befunden zufolge maßgeblich im Bereich der Konturierung und Stabilisierung ethnischer und nationaler Identität.¹

1 Ich lege dabei, im Gegensatz zu einer in der Forschungsliteratur häufig formulierten These, keinen besonderen Schwerpunkt auf die Rolle von Antiamerikanismus bei der Konstruktion einer *europäischen* Nationalidentität (Markovits 2007, S. 201 ff.; Gulddal 2011, S. 6 ff.). Das heißt nicht, dass die These einer antiamerikanischen Einigung Europas nicht plausibel wäre. Jedoch finden sich in meinem Material keinerlei Hinweise auf einen sol-

Wie der Verweis auf die rhetorische Praxis bereits nahelegt, lässt sich solches Sprechhandeln nicht anhand von lexikalisch-semanticen oder propositionalen Kriterien definieren. Der antiamerikanische Sprachgebrauch ist nicht anhand des semantischen Sinngehalts bestimmter Amerika-Stereotype oder deren (mangelnder) Korrespondenz mit ‚der Realität‘ Amerikas zu bestimmen. Ein Ausdruck wird nicht dadurch schon antiamerikanisch, dass er bspw. das Klischee der ‚schießwütigen Amerikaner‘ reproduziert. Dies gilt auch dann, wenn die gezeichneten Amerikabilder auf lexikalisch-grammatischer Ebene allgemein als abwertend oder aversiv klassifiziert werden können. Ebenso wenig wird ein Amerika-bezug dadurch zum Vorurteil, dass in ihm ‚die Realität‘ der USA falsch oder nicht hinreichend genau abgebildet wird. Ein solcher korrespondenztheoretischer Realismus wäre einerseits reduktionistisch, da er das gesellschaftliche Problem vorurteiliger Rede zu einem kognitiven Fehler verengte. Er wäre darüber hinaus aber auch mit den erkenntnis- und sprachtheoretischen Aporien eines „semantischen und hermeneutischen Objektivismus“ (Wellmer 2004, S. 22) beladen, d.h. er mutete sich selbst letztendlich die Aufgabe zu, ‚die Realität‘ der USA positiv auszuweisen.

Beide Kriterien, lexikalisch-semantiche Bedeutung und propositionale Wahrheit, sind in zweifacher Hinsicht zurückgewiesen worden. Nicht nur sind sie nicht *hinreichend*, um antiamerikanische Vorurteile zu bestimmen, sondern sie sind auch nicht als *notwendige* Kriterien für antiamerikanische Ausdrücke aufzufassen. Auch mit nicht-feindseligen oder benevolenten sowie propositional wahren Sätzen kann antiamerikanisch gesprochen werden. Zwar mögen die genannten Kriterien in einer großen Zahl antiamerikanischer Ausdrücke gegeben sein; auch die methodenintegrative Empirie der vorliegenden Arbeit liefert hierfür Indizien.² Als Grundlage für eine *Definition* von Antiamerikanismus sind sie aber nur unter Inkaufnahme erheblicher theoretischer Defizite zu gebrauchen.

In einer sehr ähnlichen Weise sind auch psychologische Vorurteilsdefinitionen problematisch. Deren Rekurs auf psychische Dispositionen, insbesondere Einstellungen als kognitive und affektive Schemata, führt in vergleichbare Probleme, wie die beiden zuvor genannten Kriterien: So können erstens antiamerikanische Äußerungen auch von Personen getätigt werden, deren Handeln ansonsten keinen Anlass zu einer Klassifikation als ‚AntiamerikanerInnen‘ gibt (vgl. z.B. den fragmentierten

chen paneuropäischen Antiamerikanismus. Im Gegenteil: Die Ergebnisse der qualitativen Empirie deuten darauf hin, dass Antiamerikanismus zumindest gegenwärtig gerade in Bezug auf deutsch-nationale Wir-Gruppenkonstruktionen eine bedeutsame Funktion einnimmt. In Abschnitt 8.3 wird diese Frage noch einmal aufgegriffen.

- 2 Auch wenn die Validität der Survey-Instrumente anhand des gewählten methodenintegrativen Designs nicht belegt werden kann (vgl. Kap. 5.3), haben sich die Amerika-Items doch immerhin als brauchbares Mittel zur Auswahl antiamerikanisch sprechender Personen erwiesen.

Sprachgebrauch von Frau H, Kap. 7.5.1). Darüber hinaus muss aber zweitens die einstellungstheoretische Vorurteilsdefinition einen Begriff antiamerikanischen Handelns schon voraussetzen, um die antiamerikanische Subjektpsyche überhaupt bestimmen zu können, und ist insofern reduktionistisch. Zwar kann ein psychologisches Konzept antiamerikanischer Einstellungen Wichtiges zur Erklärung von individuellen Differenzen in antiamerikanischem Handeln sowie der Persistenz des Phänomens beitragen – nicht zuletzt die Erhebungsinstrumente der hier vorgelegten Survey-Untersuchung beruhen maßgeblich auf der Annahme, dass manche Personen eine Disposition zur relativ situationsunabhängigen Reproduktion gewisser Amerika-Stereotype aufweisen. Als Ausgangs- und Ankerpunkt der Begriffsbildung muss das Einstellungskonzept aber problematisch erscheinen.

Der Begriff antiamerikanischen Handelns, den die Vorurteilspsychologie voraussetzt, scheint in der Forschung bislang vernachlässigt bzw. als selbstevident übergangen worden zu sein. Der sprechakttheoretische Blick dieser Arbeit versteht sich als ein Beitrag zur Füllung dieser Forschungslücke, und zwar in zweifacher Hinsicht: Einerseits rückt mit dieser Perspektive der antiamerikanische Sprachgebrauch in den Fokus, die *praktische* Bedeutung antiamerikanischen Sprechens und dessen flexible und fragmentierte Ausdrucksweisen. Andererseits fällt mit der performativen Perspektive neues Licht auf den Gebrauchsaspekt des *anti*-antiamerikanischen Sprechens selbst. Zwar ist in der Literatur verschiedentlich darauf hingewiesen worden, dass das „Definitionsproblem“ (Baethge et al. 2010, S. 367) des Antiamerikanismus vor allem ein Problem der *Anwendung* von Definitionen sei (z.B. Beyer und Liebe 2014, S. 91; vgl. Kap. 2.2.1) aber diese Theorieperspektive ist bislang kaum systematisch weiterentwickelt worden. Ein performativer Antiamerikanismusbegriff versucht in dreifacher Hinsicht das theoretisch-empirische Potential einer solchen gebrauchssensiblen Begriffsbildung zu entfalten: methodologisch, gesellschaftstheoretisch und normativ.

So erschließt diese Perspektive zunächst in *methodologischer* Hinsicht ein neues Fundament für die empirisch begründete Rekonstruktion antiamerikanischer Sprachgebräuche. Hierbei bildet das Konzept der Familienähnlichkeit einen zentralen Orientierungspunkt: Wenn nicht nur antiamerikanisches Sprechen sondern auch das begriffliche Sprechen *über* Antiamerikanismus durch Sozialität, Flexibilität und Normativität gekennzeichnet ist, so muss die Nominaldefinition als ein stark beschränkendes Modell zur Reflexion dieser Sprachpraxis erscheinen. Im Gegensatz zu solchen kriteriellen Bestimmungen zeichnet sich eine empirisch begründete ‚Kartierung‘ von Ähnlichkeiten und Überschneidungen zwischen antiamerikanischen Sprechweisen vor allem dadurch aus, dass sie das Verhältnis von begrifflichem Sprechen und Gegenstand in die Begriffsbestimmung mit aufnimmt. Natürlich kann der Familienähnlichkeitsbegriff den Regelregress im begrifflichen Sprechen nicht beenden, der sich in der Notwendigkeit ausdrückt, über die praktische *Anwendung* von Sprachzeichen auch dann noch „Rechenschaft abgeben“ zu müssen

(Winch 1966, S. 41 f.), wenn deren lexikalisch-semantischer Gehalt bereits definiert wurde. Im Gegensatz zur Nominaldefinition klammert er dieses Gebrauchsproblem aber nicht als philosophische Unannehmlichkeit aus, die um der wissenschaftlichen Exaktheit willen vernachlässigt werden kann. Ein performativer Antiamerikanismusbegriff institutionalisiert gewissermaßen das Gebrauchsproblem als Moment seiner begrifflichen Konstruktionen selbst, und zwingt sich so die stetige Reflexion auf deren Unabgeschlossenheit auf.

Dies findet in den begrifflichen Grundlagen einer Praxistheorie der Bedeutung ebenso Ausdruck, wie in der Methodologie der erschließenden Kritik. Denn es verschiebt sich damit das Kriterium für eine gelingende Verwendung des Antiamerikanismusbegriffes von der Korrespondenz eines lexikalischen Definiens mit dessen außersprachlichem Gegenstand, hin zur Überzeugungskraft der Antiamerikanismuskritik in einem weiteren gesellschaftspolitischen bzw. lebensweltlichen Kontext. Durch die Bestimmung ihres Gegenstands als Rhetorik, wird die Vorurteilsforschung in gewissem Sinne selbst zu Rhetorik.³

Dieser Punkt verweist auf die Notwendigkeit einer gesellschaftstheoretischen Verortung des Vorurteilsbegriffes. Antiamerikanische Vorurteile lassen sich ohne ein theoretisches Anknüpfen an die gesellschaftlichen Konflikte und Problemdiskurse, in die sie eingebettet sind, nicht bestimmen. Ohne Berücksichtigung der gesellschaftlichen Machtwirkung antiamerikanischen Sprechens bleibt unklar, inwiefern antiamerikanische Stereotype sich bspw. von solchen über Bahnangestellte unterscheiden lassen, d.h. warum die einen als Vorurteil problematisiert werden, die anderen hingegen nicht.⁴ Die Einbettung des Antiamerikanismus in politische Debatten ist kein hinzutretendes, externes Moment der Vorurteilsproblematik, sondern dessen konstitutiver Bestandteil. Wenn dies zutrifft, muss die theoretische Bestimmung antiamerikanischer Vorurteile maßgeblich in der Rekonstruktion der diskursiven Funktionskontexte bestehen, in die diese rhetorisch eingebunden sind. Im Rahmen dieser Arbeit wurde dies mittels der Konzepte soziale Ungleichheit und

3 Hierbei ist zu berücksichtigen, dass dies nur scheinbar eine Option darstellt: Auch Verweise auf wissenschaftliche Wertneutralität und definitorische Exaktheit sind *rhetorische* Verweise, nur eben solche, die ihren rhetorischen Charakter – dass sie bei allem Bemühen um exakte Definitionen „die Definition der Exaktheit schuldig“ bleiben (Wittgenstein 2006, S. 279; vgl. Kap. 3.4) – tendenziell ausblenden.

4 Meines Wissens spricht zumindest in der Forschungsliteratur zu Vorurteilen niemand von ‚Anti-Bahnismus‘ o.ä. Damit soll nicht gesagt sein, dass stereotype und abwertende Haltungen gegenüber dem Personal der Deutsche Bahn AG prinzipiell unproblematisch wären. Es zeigt aber, dass der Begriff des Vorurteils mehr umfasst, als das Auftreten von Gruppenstereotypen, negativen Affekten und Verhaltensdispositionen (ein ähnliches Argument macht Anja Weiß bzgl. der theoretischen Bestimmung von Rassismus (Weiß 2001, S. 81; vgl. auch Kap. 4.2).

Diskriminierung versucht, wobei nationalistische und ethnozentrische Identitätskonstruktionen den Fokus bildeten.

Über gesellschaftliche Diskurse können die Sozialwissenschaften aber nicht sprechen ohne sich zugleich, wie auch immer vermittelt, an diesen zu beteiligen. Diese normative Implikation der Vorurteilskritik wird in bestehenden Forschungsansätzen häufig nur randständig reflektiert oder unter Verweis auf wissenschaftliche Wertneutralität ausgeklammert. Bestehende Vorurteilsdefinitionen, so wurde argumentiert, neigen aber trotz bzw. u.U. gerade wegen ihres wertneutralen Selbstverständnisses zu einer problematischen moralischen Positionierung. Sie tun dies z.B., indem sie feststellen, dass Antiamerikanismus feindselig, hasserfüllt und abwertend sei, und damit zugleich dessen Status als gesellschaftliches Problem bezeichnet wissen wollen, ohne jedoch zu fragen, inwiefern Feindseligkeit, Hass oder Abwertung per se ein ethisches Problem darstellen.

Indem sie über Antiamerikanismus spricht, setzt jede Vorurteilsforschung eine politisch-normative Problembestimmung bereits voraus, da sie ohne eine solche gar keinen Gegenstand zu besprechen hätte. Wertneutrale Positionen betrachten diese Voraussetzung aber als ihrer Theoriebildung externes Phänomen, was letztendlich auf eine stillschweigende bzw. unreflektierte Reproduktion von Common Sense Vorurteilsbegriffen hinausläuft. Ähnliches gilt natürlich auch für solche Auffassungen des Antiamerikanismusproblems, die ihre Bestimmungen mit psychopathologischem Vokabular explizit normativ aufladen. Solche Versuche, die Amerikafeindschaft als ‚hysterisch‘, ‚obsessiv‘, ‚paranoid‘, etc. zu klassifizieren, sind letztendlich in ähnlicher Weise mit den Problemen einer „externen Kritik“ (vgl. Kap. 4.5.3) beladen, wie der Versuch, Vorurteile aus wertneutraler Perspektive in den Blick zu nehmen.

Gegen beide genannten Positionen, die explizit normative und die wertneutrale, wurde hier die Methodologie einer immanenten oder erschließenden Kritik stark gemacht. Diese zeichnet sich dadurch aus, dass sie einerseits ihre normative Komponente anerkennt, andererseits aber eine starke Normativität vermeidet: Vorurteilskritik als „Normative Theorie ohne Normativität“ (Bonacker 2000, S. 13 f.). Eine solche Kritik versteht sich als Teilnehmerin gesellschaftlicher Diskurse, die sie mittels einer spezifischen reflexiven Methodologie neu zu erschließen versucht. Sie deutet stereotypes Sprechen über Amerika hinsichtlich seines performativen Sinngehalts und versucht so, es als Ausdruck von etwas anderem nachvollziehbar zu machen, als es seinem Selbstverständnis nach ist. Was als konstatives Sprechen über ‚amerikanische Verhältnisse‘ erscheint, wird als Akt nationalistischer Identitätskonstruktion lesbar. Was sich als moralische Empörung über ‚amerikanische Menschenrechtsverstöße‘ präsentiert, wird als Normalisierung der nationalsozialistischen Vergangenheit verstehbar. Als heuristischer Rahmen dieses kritischen Deutungsprozesses wurden hier die Konzepte soziale Ungleichheit und Diskriminierung bzw. die moderne Gleichheitsidee aufgegriffen: Ein stereotypes Sprechen über

Amerika als Antiamerikanismus zu bestimmen bedeutet demnach, es als rhetorisches Mittel zur Reproduktion kategorialer, diskriminierender Differenzkonstruktionen zu deuten.

Neben diesem Deutungsaspekt ist für die Methodologie erschließender Kritik entscheidend, dass sie ihren eigenen normativ-gesellschaftstheoretischen Ausgangspunkt nicht als absoluten Maßstab richtigen Verhaltens auffassen darf. Die egalitäre Norm bildet nicht das ‚gute‘ Gegenstück zum ‚schlechten‘ Antiamerikanismus. Vielmehr ist die moderne Gleichheitsidee selbst durch eine immanente Paradoxie von universeller Gleichheit und individuellem Bedürfnis gekennzeichnet (vgl. Menke 2004, S. 28). Der Vollzug dieser Norm, die Gleichberücksichtigung von Personen, besteht in einem prinzipiell unabgeschlossenen Streit konkurrierender Vergleichsmaßstäbe. Dementsprechend geht eine erschließende Vorurteilkritik davon aus, dass es keine strikte Trennlinie zwischen vorurteiligem und vorurteilsfreiem Sprechen gibt und erachtet eine definitive Grenzziehung zwischen Antiamerikanismus und ‚Amerikakritik‘ als theoretisch wenig zielführend.⁵ Anti-egalitär ist nicht nur die Ablehnung etablierter Normauffassungen, z.B. der rechtlichen Gleichbehandlung verschiedener ethnischer Gruppen. Auch eine Gleichheitsauffassung, die eine spezifische Form der Gleichbehandlung solcher Gruppen naturalisierend begründet, d.h. die Kontingenz ihrer eigenen Normauffassung systematisch ausblendet, kann als antiegalitär gelten. Als Beispiel hierfür kann eine ethnopluralistische oder „Herder’sche“ Weltsicht (Wimmer 2008, S. 60) gelten, in der die politische Gleichheit ethnischer Gruppen prinzipiell anerkennt, jedoch mit essentialistischen Vorstellungen von ethnischen Gruppenunterschieden und angestammten ‚Lebensräumen‘ verknüpft wird. In diesem Sinne nimmt eine erschließende Vorurteilkritik ihren normativen Ausgangspunkt bei der *Kontingenz* des Vollzuges der Gleichheitsidee. Sie richtet sich gegen antiegalitäre Vollzüge der egalitären Norm.

Dementsprechend wird hier angenommen, dass sowohl das Vorurteil als auch die Vorurteilkritik diese Kontingenz der modernen Gleichheitsidee reflektierend aufgreifen. Der entscheidende Unterschied liegt in der *Art* der Reflexion. Vorurteile sind demnach weder eine eindeutige moralische Abweichung noch eine individuelle Pathologie, sondern eine Pathologie des Sozialen (vgl. Honneth 2007a, S. 31), genauer: eine Pathologie des egalitären Normvollzuges. Diese soziale Pathologie, zu der kein gesundes Außen abschließend formuliert werden kann, besteht nicht etwa darin, dass sich keine ‚gute‘ Gleichheitsauffassung formulieren lässt oder das ‚richtige‘ Normverständnis sich nicht durchsetzt. Sie besteht darin, dass sich existierende Gleichheitsauffassungen gegen die Kontingenz ihrer eigenen Setzungen ab-

5 Eine solche Grenzziehung müsste ja bereits über ein entparadoxiertes Kriterium für gelingende Normvollzüge außerhalb des fortlaufenden Konfliktes von Gleichheitsauffassungen verfügen. Damit aber widerspräche sie dem Verständnis der modernen Gleichheitsidee, das sie selbst anlegt.

schirmen, ihre Gründe naturalisieren und sich so dem Bereich der Rechtfertigung rhetorisch entziehen. Das Problem des egalitären Normvollzuges, das der Vorurteilsbegriff adressiert, besteht in dieser tragischen Reflexivität, durch die *innerhalb* der egalitären Norm *gegen* die egalitäre Norm gehandelt wird. In diesem Sinne richtet sich Vorurteilsforschung als „normative Theorie ohne Normativität“ nicht nur kritisch gegen das Problem antiegalitärer Rhetorik, sondern auch gegen die egalitäre Norm selbst: Sie zeigt, dass diese kein *prinzipielles* Argument gegen Diskriminierung beinhaltet, sondern mit antiegalitären Normvollzügen vereinbar ist. Sofern dieser ideologische Effekt mithilfe von Amerikastereotypen realisiert wird, können solche Sprechweisen als antiamerikanische Vorurteile bezeichnet werden.

Das bedeutet freilich nicht, dass der Vorurteilsbegriff nicht auch Antiamerikanismen trifft, die sich jenseits solcher ideologischer Reflexivität in expliziter Weise gegen ‚Amerika‘ richten. Auch die Anschläge des 11. September 2001 waren antiamerikanische Taten. Um diese als antiamerikanische zu markieren und moralisch zu verurteilen, braucht es aber keine Kritik. Die Terrorakte brechen völlig unideologisch mit etablierten demokratischen Normen und verstoßen überdies gegen geltendes Recht. Der Gegenstandsbereich der Antiamerikanismusforschung beschränkt sich aber nicht auf derartige mörderische Taten, sondern er beinhaltet, ja, er beginnt gewissermaßen erst mit der *Rechtfertigung* von Diskriminierung, Verfolgung und Mord.⁶ Dass solche Rechtfertigungen innerhalb der existierenden demokratischen Gesellschaftsordnungen möglich sind und regelmäßig auftreten, ist zugleich Gegenstand und Ermöglichungsbedingung von Vorurteilkritik.

Wie aber lässt sich ein solcher kritischer Vorurteilsbegriff konkret auf antiamerikanisches Sprechen anwenden? Welche performativen Wirkungen antiamerikanischer Rhetorik lassen sich empirisch zeigen, und zwar ohne ex ante von einer geschlossenen Feindschaft oder einem kognitiven Schematismus des Vorurteils auszugehen? Die vorliegende Arbeit hat im Rahmen eines sequenziell quantitativ-qualitativen Forschungsdesigns Hypothesen zur Beantwortung dieser Fragestellung generiert, die im folgenden Abschnitt resümiert werden.

6 Wie bereits in der Einleitung zu dieser Arbeit formuliert, bedeutet das nicht, dass vorurteilige Rechtfertigung und gewalttätige Diskriminierungs- oder Verfolgungspraxen unabhängig voneinander sind. So ist die Billigung oder verschwörungstheoretische Erklärung der Anschläge vom 11. September natürlich deswegen *als Vorurteil* problematisch, weil bei diesem Ereignis Menschen ermordet wurden. Die Vorurteilsproblematik besteht gerade in diesem Spannungsverhältnis von Gewalttat und diskursiver Rechtfertigung. Dies bezeichnet der Begriff der Performanz.

8.2 FAZIT DER METHODENINTEGRATIVEN EMPIRIE

Ausgangspunkt der empirischen Analysen bildete ein Survey, in dem nach der Methode klassischer Einstellungsmessung die Zustimmung zu stereotypen Amerikabildern erhoben wurde. Die gebrauchte Likert-Skala ließ sich trennscharf in zwei hoch korrelierte ($r = ,773$) Dimensionen aufteilen, die ‚antiimperialistische‘ und ‚kulturkonservative‘ Stereotype erfassen. Auf der Grundlage der untersuchten Zufallsstichprobe ($N = 808$) lässt sich somit bei ca. zehn Prozent der deutschen Bevölkerung eine gesteigerte Tendenz zur Reproduktion der erhobenen Amerikastereotype feststellen.⁷ Zudem lassen simultan erhobene Skalen zum Syndrom der „Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit“ (Zick et al. 2012) Aussagen über den Zusammenhang von Antiamerikanismus und anderen Vorurteilsformen zu. Erhöhte Korrelationen lassen sich mit Antisemitismus ($r = ,452/r = ,294$), Antizionismus ($r = ,486/r = ,488$), Rassismus ($r = ,546/r = ,364$) und Fremdenfeindlichkeit ($r = ,434 / r = ,247$) feststellen.⁸ Diese Zusammenhänge gingen als Explananda in die qualitative Interviewstudie ein.

Die performative Wirkung antiamerikanischen Sprechens, so konnte im Rahmen der qualitativen Analysen gezeigt werden, ist insgesamt im Bereich ethnischer und nationalistischer Identitäts- bzw. Differenzkonstruktionen anzusiedeln. Hier können Amerikastereotype eine Vielzahl rhetorischer Funktionen erfüllen die direkt oder indirekt mit kategorialen und essentialistisch begründeten Gruppenzuschreibungen verknüpft sind. Im Material wurden drei wesentliche Wirkweisen antiamerikanischer Vorurteile nachgezeichnet. An diesen argumentativen Funktionen wurden zugleich Überschneidungen und funktionale Zusammenhänge mit anderen Vorurteilsformen erkennbar.

(1) Ähnlich wie andere Nationalstereotype, können auch Amerikabilder der Konturierung und Aufwertung einer nationalistischen Wir-Gruppenkonstruktion dienen. Anhand der negativen Vergleichsfolie ‚Amerika‘ werden die vermeintlichen Vorzüge und besonderen Qualitäten der eigenen Nation sichtbar gemacht bzw. als negativ wahrgenommene Aspekte der Eigengruppe auf ‚amerikanischen Einfluss‘ zurückgeführt. Zudem besteht eine besondere Funktion antiamerikanischer Rhetorik darin, dass die USA darin als eine „Figur des Dritten“ (Holz 2010, S. 296) fungieren können, die als ideologische Stabilisierungsinanz einer ethno-

7 Auf der ‚antiimperialistischen‘ Dimension liegen neun Prozent ($n = 716$), auf der ‚kulturkonservativen‘ fünfzehn Prozent ($n = 739$) der Teilnehmenden höher als eine Standardabweichung über dem Skalenmittelwert. Diese Tendenz ist über verschiedene Teilgruppen der Stichprobe hinweg relativ homogen zu beobachten.

8 Angegeben sind die Faktorkorrelationen in einer simultanen CFA (vgl. Kap. 6.4), jeweils zuerst der Zusammenhang mit der antiimperialistischen und dann mit der kulturkonservativen Dimension.

nationalistischen Weltanschauung wirkt. ‚Amerika‘ erscheint hier als diejenige Nation, die keinerlei ‚Ur-Bevölkerung‘ aufweist und dennoch Nation bleibt, und ermöglicht so eine latente Bearbeitung der Kontingenz der ethno-nationalen Ordnung. An ‚Amerika‘ kann die Möglichkeit, dass die Welt nicht ethno-nationalistisch verfasst sein könnte, zugleich thematisiert und an einen isolierten Ort ausgelagert werden.

(2) Antiamerikanismus dient als reflexives Vorurteil auch der Rechtfertigung rassistischer oder ethnozentrischer Positionen. So taucht der empörte Verweis auf ‚amerikanischen Rassismus‘ gerade in solchen Redekontexten auf, in denen selbst fremdenfeindliche oder rassistische Differenzkonstruktionen reproduziert werden, und wirkt dort als präventive Abwehr von Rassismusbewerfen. Während dieser rechtfertigende Abgleich eigener und ‚amerikanischer‘ Diskriminierung in manchen Fällen explizit vollzogen wird (z.B. Herr E: „In Deutschland redet man immer von Rassismus [...] aber in Amerika gibt’s den tatsächlich“, vgl. Kap. 7.4.2.1), konnte in anderen eine ideologisch-implizite Variante dieser Rhetorik beobachtet werden. So begibt sich Herr A in einen performativen Widerspruch, indem er die rassistische Diskriminierung, die er an den USA verurteilt (Widerstand gegen einen schwarzen Präsidenten), in Bezug auf die deutsche Wir-Gruppe selbst reproduziert (Cem Özdemir könne aufgrund seiner türkischen Herkunft niemals Bundeskanzler werden). Dieser Widerspruch, die Möglichkeit, dass auch gegenüber seiner Wir-Gruppenkonstruktion ein Rassismusbewerf erhoben werden könnte, wird aber von ihm an keiner Stelle explizit thematisiert. Mittels antiamerikanischer Rhetorik kann der Teilnehmer rassistisch sprechen und zugleich seine Position mit egalitären Normen in Einklang bringen, indem er das entstehende Rassismusproblem latent (als ‚amerikanisches‘) anerkennt, ohne es auf die Eigengruppe anwenden zu müssen.

(3) Eine strukturell ähnliche Form der latenten Bearbeitung von Begründungsproblemen findet sich im Kontext von Erinnerungspolitik und nationaler Identität. So können antiamerikanische Sprechweisen auf doppelte Weise zu einer impliziten Auflösung der „Paradoxie der Normalisierung“ (Holz 2007) des deutschen Nationalismus nach 1945 verhelfen: Mittels des Szenarios einer ‚amerikanischen Manipulation‘ des europäischen Bildungssystems wird eine teilweise Täter-Opfer Umkehr vollzogen, in der ‚die Deutschen‘ als Opfer einer antideutschen Schuld-Kampagne erscheinen. Bilder eines ‚amerikanischen Völkermordes‘ an ‚den Indianern‘ unterstützen diese revisionistische Versöhnung von NS-TäterInnen und Nachgeborenen, indem sie eine *latente* Normalisierung des Holocaust ermöglichen. Die nationalsozialistische Judenvernichtung kann angesprochen und zu einem Genozid unter vielen normalisiert werden, ohne den Mord an europäischen Juden und Jüdinnen ein einziges Mal explizit benennen zu müssen. Neben dieser funktionalen Analogie mit sekundär-antisemitischen Rhetoriken lässt sich außerdem ein antiamerikanisch-antisemitischer Sprachgebrauch beobachten, in dem Amerikastereotype als Moment

eines ‚klassischen‘ weltanschaulichen Antisemitismus gebraucht werden. In dieser Variante treten die USA als Instrument bzw. Komplizen der „Israelis“ auf, die „die halbe Welt mit Krieg überziehen“ (Frau K, vgl. Kap. 7.3.2.2), angetrieben durch ‚jüdische‘ Streiltlust und Gier.

Anhand der dargestellten Analysen lassen sich insgesamt drei Formen des rhetorischen Zusammenspiels von Antiamerikanismus, Antisemitismus, Rassismus und Fremdenfeindlichkeit ausmachen, die als Erklärungshypothesen auch für die beobachteten statistischen Korrelationen in Betracht kommen:

- Funktionale Analogie bzw. Substitution: Antiamerikanismus erfüllt eine vergleichbare Funktion wie andere nationalistische Fremdgruppenkonstruktionen (Konturierung, relative Aufwertung, Externalisierung) oder sekundär antisemitische Rhetoriken (Täter-Opfer Umkehr, Holocaustrelativierung).
- Rechtfertigung und Latenzschutz: Antiamerikanismus dient der expliziten oder impliziten Abwehr bzw. Vermeidung von Rassismus- oder Revisionismusvorwürfen, bei gleichzeitiger rassistischer oder revisionistischer Kommunikation.
- Wechselseitige Ergänzung von Stereotypen: Antiamerikanismus tritt als ein ergänzendes Motiv in antisemitischer (‚jüdisch kontrollierte USA‘) oder fremdenfeindlicher bzw. rassistischer Rede auf (‚liederliche Amerikaner‘ neben ‚aggressiven Russen‘, ‚untreuen Türken‘, etc.).

Im Lichte dieser Thesen kann das gemeinsame Auftreten antiamerikanischer, antisemitischer, fremdenfeindlicher und rassistischer Sprechweisen als Ergebnis einer rhetorisch-ideologischen ‚Arbeitsteilung‘ begriffen werden. Verschiedene Vorurteilsformen sind demnach nicht nur deshalb miteinander verknüpft, weil sie Ähnlichkeiten hinsichtlich semantischer Struktur oder argumentativer Funktion aufweisen, sondern, weil ihre *Kombination* bei der Reproduktion rigider Identitätskonstruktionen unter egalitären Vorzeichen einen rhetorischen ‚Mehrwert‘ erzeugt. Das antiamerikanische Vorurteil schützt das rassistische Vorurteil bzw. ein Vorurteil reflektiert auf ideologische Weise die antiegalitären Aspekte des anderen.

Den Rahmen des größten Teils aller beobachteten Antiamerikanismen bilden rigide nationalistische und ethnozentrische Identitätskonstruktionen. Aber bedeutet dies, dass Antiamerikanismus immer als Teil einer geschlossenen völkisch-nationalen Weltanschauung auftreten muss? Die Ergebnisse der vorliegenden Interviewstudie geben Anlass zur Skepsis gegenüber der These von einer „completeness of anti-American resentment“ (Friedman 2012, S. 5). So konnten im untersuchten Material zwei Formen der Abweichung von einem weltanschaulich geschlossenen Antiamerikanismus festgestellt werden: eine *Fragmentierung* des antiamerikanischen Sprachgebrauchs und eine *Verschiebung des Funktionskontextes* in Bereiche, deren vorurteilskritische Relevanz unklar ist.

Im ersten Fall treten antiamerikanische Sprechhandlungen mit klarer vorurteiliger Performanz unmittelbar neben solchen auf, die keinerlei vorurteiligen Funktionskontext erkennen lassen oder sogar im Widerspruch zu getätigten antiamerikanischen Ausdrücken stehen. So konnte im Interview mit Frau H ein charakteristisches Schwanken zwischen der Identifikation als unpolitischer ‚Normalbürgerin‘ und einer völkisch-nationalistischen Identifikation mit dem ‚ursprünglichen‘ Deutschland festgestellt werden. Während erstere Variante sich zwar teilweise gegen das ‚protzige‘ und ‚arrogante‘ Amerika richtet, aber nicht mit einer diskriminierenden Differenzkonstruktion zusammenhängt, konturiert die zweite Variante offensiv eine essentialistisch-ethnozentrische Identitätskonstruktion gegen das ‚wurzellose‘ und ‚plutokratische‘ Amerika. Der Widerspruch zwischen der antiamerikanischen und der ‚unpolitischen‘ Variante ihrer Identitätskonstruktion wird Frau H unterdessen durchaus bewusst. Sie verweist mehrfach darauf, nicht als amerikafeindlich gelten bzw. auf die geäußerten Positionen nicht festgelegt werden zu wollen. Bezeichnend ist dabei die schlafwandlerische Sicherheit, mit der sie einen antiamerikanischen Ethnonationalismus reproduziert, mit dem sie sich dann im nächsten Moment schon nicht mehr identifizieren möchte.

Eine andere Form der Inkonsistenz antiamerikanischen Sprechens zeigt sich in jenem Phänomen, das ich als *Verschiebung des Funktionskontextes* bezeichnet habe: Antiamerikanische Rhetorik tritt im Beispiel von Herrn I nicht fragmentiert, wie bei Frau H, sondern über das gesamte Interview konsistent auf. Zugleich stellt sich aber angesichts des funktionalen Kontextes die Frage, inwiefern diese Rede überhaupt als antiamerikanisch im Sinne des vorgeschlagenen Vorurteilsbegriffes gelten kann. Die Wir-Gruppenkonstruktion, zu deren Konturierung und Aufwertung negative Amerikastereotype herangezogen werden, beruht auf einer lokalpatriotischen Stadtteilidentität, die von Herr I explizit gegen deutschen Nationalismus abgegrenzt und deren multiethnische Zusammensetzung dezidiert positiv hervorgehoben wird. Angesichts dieser Differenzkonstruktion stellt sich die Frage, inwiefern ihr performativer Sinn als effektiver Beitrag zu gruppenbezogener Diskriminierung gesehen, bzw. inwiefern Herrn Is Sprechen überhaupt als Vorurteil problematisiert werden kann. Es kann vermutet werden, dass die Funktion seiner Differenzkonstruktion gerade darin liegt, die moralischen Untiefen nationaler Identifikation zu vermeiden, und dennoch nicht auf eine starke sozialräumliche Identität verzichten zu müssen. Für die Reproduktion eines solchen Lokalpatriotismus als politisch entschärftem Nationalismus scheinen antiamerikanische Fremdgruppenkonstruktionen besonders geeignet: Wer sich mit ethnischer Diversität identifiziert und gegen die ethnonationalen Engführungen ‚Deutschlands‘ positioniert, kann seine Wir-Gruppe schwerlich gegen ‚Ausländer‘, ‚Moslems‘ oder andere ‚klassische‘ Fremd- und Feindbilder abgrenzen. ‚Die Amerikaner‘ hingegen bieten sich aufgrund ihrer vermeintlichen Distanz zu ethnischen Klassifikationsmustern als ‚neutraler‘, moralisch unbedenklicher Antagonist an. Dennoch bleibt in den Analysen des vorliegenden

Materials unklar, inwiefern Herrn Is Lokalpatriotismus in einem systematischen Zusammenhang mit Diskriminierung und Verfolgung, d.h. überhaupt als antiamerikanisch, betrachtet werden kann.

Es lassen sich also zwei Formen der Inkonsistenz antiamerikanischen Sprechens beobachten: Fragmentierung und unscharfe Funktionskontexte.⁹ Beide markieren jeweils auch eine Grenze des Sprechens über Antiamerikanismus. Die am Beispiel von Frau H dargestellte Fragmentierung vorurteiliger Rhetorik verweist auf die Engführungen eines klassischen einstellungstheoretischen Vorurteilsbegriffes, dass den argumentativen und flexiblen Charakter vorurteiligen Sprechens ausblendet. Am Beispiel von Herrn I wird hingegen eine Problematik des performativen Antiamerikanismusbegriffes erkennbar, nämlich dessen nahtloses Übergehen in nicht-vorurteiliges Sprechen. Ausgehend von der in den Kapiteln 3 und 4 explizierten Theorieannahme, dass das diskursive Phänomen ‚Vorurteil‘ sich gerade durch seine fließenden Übergänge zu ‚normaler‘ Alltagskommunikation auszeichnet, kann diese Problematik aber zugleich als theoretischer Zugewinn gelten. Der performative Antiamerikanismusbegriff macht die unscharfen Grenzverläufe zwischen vorurteilsfreier Normalität und vorurteiligem Sprechen sichtbar und erschließt gerade damit theoretisch-empirische Erkenntnismöglichkeiten.

Mittels eines performativen Vorurteilsbegriffs wurden im Rahmen dieser Studie also einerseits wesentliche rhetorische Wirkweisen antiamerikanischen Sprechens rekonstruiert: Antiamerikanische Rhetorik kann als Ausdruck und Stabilisierung ethno-nationalistischer Identitätskonstruktionen verstanden werden. Hierbei können sowohl explizite als auch kommunikationslatente Varianten antiamerikanischer Alltagskommunikation auftreten. Insbesondere letztere können als Erkenntniszugewinn der vorliegenden Arbeit aufgefasst werden, da zu rechtfertigenden Funktionen von Antiamerikanismus im Rahmen von normalisierenden und schuldabwehrenden sowie ethnozentrischen Konstruktionen bislang kaum Forschung existiert.

Andererseits konnte mittels der sprechakttheoretischen Perspektive auch die Unschärfe des Antiamerikanismusbegriffes neu erschlossen werden. Dem vielzitiert-

9 Es sei an dieser Stelle ergänzt, dass die genannten Formen der Inkonsistenz nicht gleichbedeutend sind mit dem häufig wiederholten Befund einer Ambivalenz antiamerikanischer Äußerungen: Frau H und Herr I sprechen beide *auch* ambivalent, d.h. sie kombinieren in ihrem Amerikabild negative und positive Aspekte; es besteht aber ein Unterschied zwischen einem rhetorisch funktionalen Sprechen über Amerika, in dem eine Ambivalenz der Bewertungen erkennbar wird, und einem stereotypen Sprechen über Amerika, das mal vorurteilige Funktionen erfüllt, mal nicht (Fragmentierung) bzw. dessen vorurteilige Funktion nicht klar bestimmt werden kann (Verschiebung des Funktionskontextes). Zwar sind alle drei Aspekte offenbar eng verknüpft mit Fragen der Rechtfertigung vorurteiligen Sprechens (bzw. der Rechtfertigung des eigenen Sprechens als nicht-vorurteilig). Sie sind aber dennoch analytisch zu trennen.

ten ‚Definitionsproblem‘ der Antiamerikanismusforschung wird hierbei nicht mit der Formulierung einer verbesserten Definition begegnet, sondern mit einer reflexiven Aufnahme der Unschärfe antiamerikanischen Sprechens in den Antiamerikanismusbegriff selbst. Fasst man Antiamerikanismus als eine Familie von Sprechakten, nicht als individualpsychische Disposition, so befreit man sich einerseits von der Notwendigkeit einer eindeutigen Klassifikation antiamerikanischer Subjekte, so dass fragmentierte Formen vorurteiligen Sprechens begrifflich und empirisch bestimmbar werden. Darüber hinaus ermöglicht die Unterscheidung von Semantik und Gebrauch aber auch eine genauere Beschreibung von Grenzfällen und Grauzonen: So kann etwa, wie im Beispiel von Herrn I, hinsichtlich der stereotypen Semantik eine Überschneidung mit anderen antiamerikanischen Sprechakten bestehen, während deren Gebrauch im jeweiligen Funktionskontext keine klare Zuordnung zu vorurteiligem Sprechen zulässt.

Die sprechakttheoretische Perspektive erschließt so mittels des Konzepts der Familienähnlichkeit zunächst die nötige empirische Offenheit, um die Flexibilität antiamerikanischer Performanzen beobachten zu können. Die begriffliche Geschlossenheit der Analyse muss nicht mehr *unmittelbar* in den beobachteten antiamerikanischen Ausdrücken gesucht werden, als ein allen klassifizierten Ausdrücken gemeinsames, notwendiges und hinreichendes Set von Kriterien. Sie verschiebt sich stattdessen stärker hin zur Seite der soziologischen Beobachtung, die sich selbstreflexiv darüber Rechenschaft abgeben muss, in welcher theoretischen Hinsicht sie verschiedene amerikabezogene Sprechweisen *als* antiamerikanische begreifen möchte. Dies ist die zweite Weise, auf die Antiamerikanismus hier als eine Frage des *Sprachgebrauches* gefasst wird. Das Medium dieser Selbstreflexion ist die soziologische Theoriebildung. Ihr Ergebnis war im Rahmen der vorliegenden Arbeit die Konzentration auf die Begriffe der Ungleichheit und Diskriminierung bzw. der Ungleichheits-Rhetorik im Zusammenhang ethno-nationaler Identitätskonstruktionen. Zusammen mit dem Performativitätsbegriff stellen diese Konzepte eine flexible (weil deutungsabhängige) Einheit des Antiamerikanismusbegriffes her, indem sie als Analyseheuristiken an das empirische Material herangetragen werden. Auf diese Weise nähert sich ein performativer Antiamerikanismusbegriff gleichzeitig von theoretischer und empirischer Seite seinem Gegenstand.

8.3 MÖGLICHE THEORETISCHE UND EMPIRISCHE PERSPEKTIVENERWEITERUNGEN DER ANTIAMERIKANISMUSFORSCHUNG

Im Rahmen der vorliegenden Analysen wurde der Antiamerikanismusbegriff auf diskriminierende Differenzkonstruktionen im Rahmen nationaler und ethnischer

Identität, sowie hinsichtlich des Zusammenhangs mit Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus zugespitzt. Zusammen mit dem Bezug auf Diskriminierung bzw. die „symbolische[n] Ordnung sozialer Ungleichheit“ (Neckel und Suterlüty 2005, S. 410) ermöglichte dieser konzeptionelle Fokus eine gesellschaftstheoretische Begründung der Antiamerikanismuskritik.

Wie an anderer Stelle betont, ist mit diesem theoretischen Fokus aber kein Anspruch auf Vollständigkeit hinsichtlich der Funktionsweisen und -kontexte antiamerikanischen Sprechens verbunden. Wenngleich sich dieser Schwerpunkt aus den vorgelegten empirischen Rekonstruktionen ergab und insofern nicht als willkürliche theoretische Setzung verstanden werden sollte, ist es doch plausibel, dass Antiamerikanismus auch in anderen Funktionskontexten wirksam werden kann. Im Folgenden sollen daher einige mögliche Anschlussstellen für eine thematische Erweiterung bzw. Vertiefung der Antiamerikanismuskritik angerissen werden, die in der bestehenden Forschungsliteratur teilweise bereits nahegelegt, aber nicht systematisch verfolgt werden.

So wären etwa Studien zu antiamerikanischer Rhetorik im Rahmen von Geschlechterrollen, Sexismus und Heteronormativität ein lohnenswerter Forschungsgegenstand, der bislang nur wenig Aufmerksamkeit erfahren hat (vgl. Diner 2003, S. 29 f.; Roger 2005, S. 20 f.). Die Umkehr traditioneller Geschlechterrollen ist ein klassisches Amerikastereotyp, demzufolge die USA für einen Schwächung männlicher Dominanz bzw. eine quasi-matriachale Gesellschaftsstruktur stehen (vgl. Markovits 2007, S. 66 f., 76, 100 f.; Diner 2003, S. 83 f.). In diesem Zusammenhang wird mit ‚Amerika‘ häufig auch eine Verrohung oder Aushöhlung romantischer Intimität verknüpft. Analog zum klassischen Stereotyp ‚amerikanischer Oberflächlichkeit‘ wird ‚den Amerikanern‘ eine Unfähigkeit zu ‚wahrer‘, tiefempfundener Liebe zugeschrieben.¹⁰ Zudem gelten die USA gleichzeitig als sexuell pervertiert und moralisch rigide: „too prudish“ und „too pornographic“ (Markovits 2007, S. 24; vgl. auch Jaecker 2014, S. 76). In diesem Zusammenhang wären auch Bezüge zur Heteronormativitätsforschung (vgl. Hartmann 2007) naheliegend, etwa hinsichtlich eines Zusammenhangs mit sexueller Stigmatisierung und Homophobie (vgl. Herek 2007). Es finden sich bspw. in religiös-konservativen Diskursen Stereotype einer ‚Verbreitung von Homosexualität‘ durch amerikanische Einflussnahme, die zur Konturierung traditioneller Vorstellungen von Moral und ‚gesunder‘ Sexualität genutzt werden und einen diskriminierenden Effekt auf schwule, lesbische, bisexuelle und transgender Personen haben können (vgl. Eleveld 2011; Wahdat-Hagh 2012).

10 Ähnliche Bilder einer ‚seelenlosen‘, gleichsam prostituierten Zwischenmenschlichkeit kennzeichnen nach Ian Buruma und Avishai Margalit ‚den Westen‘ in der Perspektive eines ‚okzidentalistischen‘ Blicks insgesamt (Buruma und Margalit 2005, S. 25 f.).

Die vermeintliche moralische Rigidität bzw. der Konformismus ‚der Amerikaner‘ wird ebenfalls im Rahmen populärer Problematisierungen von demokratischer Öffentlichkeit, Meinungsfreiheit und politischer Willensbildung relevant. So wird die politische Öffentlichkeit der USA immer wieder als ein „demokratischer Faschismus“ markiert, in dem Demokratie lediglich als Fassade für die autoritäre Machtpolitik eines Konglomerats von Medienunternehmen, wirtschaftlichen Großkonzernen und politischen Eliten dient (vgl. Jaecker 2014, S. 67 ff.). Auch Diskurse der „Political Correctness“ (vgl. Auer 2002) fallen in diesen Gegenstandsbereich, da diese eine ideologische Funktion erfüllen können, die derjenigen antiamerikanischer Rhetorik verwandt ist: Während sie ihre Positionen als Verteidigung demokratischer Grundrechte gegen ‚Meinungsdiktatur‘ und ‚Tugendterror‘ präsentieren, zielen sie paradoxerweise selbst auf den Abbruch diskursiver Aushandlungsprozesse bzw. kollektiver Identität, sozialer Ungleichheit, etc.

Gesundheit, Fitness und Körperbewusstsein bilden ein weiteres Themenfeld, in dem Amerikabilder eine erhebliche Rolle spielen können. So wird ‚den Amerikanern‘ bezeichnenderweise sowohl eine übersteigerte Fitness- bzw. Gesundheitsorientierung als auch eine selbstzerstörerische Sucht nach Fastfood und entgrenztem Konsum unterstellt (Jaecker 2014, S. 205 ff.; Markovits 2007, S. 116). Die Vermutung liegt nahe, dass derartige Amerikabilder sich für die rhetorische Bearbeitung der widersprüchlichen Anforderungen anbieten, die eine moderne Konsumgesellschaft an ihre Subjekte stellt: Selbstdisziplinierung, Verantwortung und Fitness einerseits, entgrenzter Konsum und Genuss andererseits (vgl. Bauman 2003, S. 93 ff.; Lamla 2013, S. 14). In antiamerikanischen Rhetoriken könnte ‚Amerika‘ hier als nationalisiertes Außen konstruiert werden, an dem das Dilemma von aktivierender Fitnesskultur und hedonistischem Konsum externalisiert und in ideologisch entschärfter Weise Verhandelt werden kann. An den USA erschiene somit der Widerspruch, den die Subjekte als „Körpermanager“ (Hentschel 2006, S. 120) in ihrer Praxis selbst schon vermittelt haben sollen und daher bzgl. ihrer eigenen Identitätskonstruktionen latent halten: Selbstdisziplinierung als genussvolle Konsumerfahrung.

Die genannten Stereotypen enthalten zwar über die Zuschreibung auf ‚Amerika‘ eine nationale Komponente, legen aber dennoch nahe, dass sie der Stabilisierung von Identitäts- bzw. Differenzkonstruktionen auch jenseits nationaler Wir-Gruppen dienen können. Gegen ‚die Amerikaner‘ bzw. ‚Amerikanisches‘ ließen sich etwa auch die Wir-Gruppen der Frauen bzw. Männer, der heterosexuell Begehrenden, der körper- bzw. fitnessbewusst Konsumierenden, oder der konservativen VerteidigerInnen von ‚Meinungsfreiheit‘ kontrastieren. Auch hinsichtlich dieser Funktionskontexte müsste allerdings, sofern sie als Elemente einer Vorurteilskritik in Betracht kommen sollen, ein Rückbezug auf Prozesse der Diskriminierung und sozialen Stratifizierung hergestellt werden. Denn der Gegenstand der Antiamerikanismusforschung, so wurde in den vorausgegangenen Kapiteln argumentiert, sind

grundsätzlich nicht amerikabezogene Geschlechter- oder Moralvorstellungen überhaupt, sondern spezifisch solche rhetorischen Konstruktionen, die einen diskriminierenden Effekt haben (vgl. Kap. 2.3 sowie 4.3 bis 4.5).

Aber auch das Verhältnis von nationaler Identität und antiamerikanischem Vorurteil, dem sich diese Arbeit in großer Breite gewidmet hat, gibt weitere Fragen auf. So wurde in Kapitel 7.6.6 auf Diskrepanzen zwischen den Ergebnissen der qualitativen und quantitativen Empirie hingewiesen. Während alle am Interviewmaterial rekonstruierten Antiamerikanismen eine starke argumentative Verbindung zu Nationalismus aufweisen, konnte durch die Surveydaten kein solcher Zusammenhang bestätigt werden. Um die Gründe für dieses Ergebnis genauer untersuchen zu können, wurde einerseits eine komplexere standardisierte Erhebung von Nationalismus, sowie andererseits eine systematisch fallkontrastierende qualitative Analyse vorgeschlagen. Methodenintegrative Forschungsdesigns bieten sich hier wiederum an, um hinsichtlich des Zusammenhangs von Antiamerikanismus und Nationalismus nach möglichen Subpopulationen zu suchen und diese anschließend mit interpretativen Verfahren auf die jeweils gebrauchten Amerikamotive und rhetorischen Funktionen zu befragen.

Ein ähnliches methodisches Vorgehen könnte auch für eine weiter ausdifferenzierte Analyse des Zusammenhangs von Antiamerikanismus und politischer Orientierung angewandt werden. Es finden sich in der Forschungsliteratur sowohl Vorschläge zur typologischen Unterscheidung von ‚rechtem‘ und ‚linkem‘ Antiamerikanismus (Hahn 2003, S. 19; Jarausch 2005, S. 37; Markovits 2007, S. 29), als auch die These einer verschiedene politische Lager übergreifenden antiamerikanischen „Lingua Franca“ (Markovits 2007, S. 11). Die Survey-Ergebnisse der vorliegenden Studie liefern zumindest Indizien dafür, dass *beide* Thesen ihren Gegenstand zutreffend beschreiben: Antiamerikanismus scheint tatsächlich am rechten und linken Rand des politischen Spektrums jeweils verstärkt aufzutreten, jedoch mit unterschiedlichem Gehalt. Das genaue Verhältnis zwischen solchen Varianten antiamerikanischer Rhetorik wurde bislang nicht systematisch empirisch untersucht. Hierbei wäre insbesondere von Interesse, inwiefern die Rechts-Links Unterscheidung überhaupt sinnvoll zur Rekonstruktion distinkter Antiamerikanismustypen genutzt werden kann, wenn sie nicht ex ante als standardisierte Dimension der Selbstverortung vorgegeben wird. Da im Rahmen der vorliegenden Interviewstudie überwiegend Antiamerikanismen gefunden wurden, die sich einem rechtskonservativen Spektrum zuordnen lassen, erscheint es wünschenswert, mit einem rhetorisch-funktionalen Ansatz noch einmal gezielt nach links-identifizierten antiamerikanischen Konstruktionen zu fragen.

Zusätzlich ist festzuhalten, dass die vorliegende Studie mit ihrer Konzentration auf aktuelle Formen von Antiamerikanismus in Deutschland eine relativ eng umgrenzte Population beschreibt. Neben den oben vorgeschlagenen Vertiefungen bzw. Diversifizierungen der Forschungsperspektive innerhalb dieses nationalen Kontex-

tes wäre daher auch eine Ausweitung von Antiamerikanismusstudien in Richtung internationaler Vergleiche erstrebenswert.¹¹ Zieht man in Betracht, wie unterschiedlich die Performanz antiamerikanischer Rhetorik in nationalen Kontexten von bspw. Frankreich über Iran bis Vietnam ausfallen kann, stellt sich die Frage nach der begrifflichen Geltung eines allgemeinen Antiamerikanismuskonzeptes auf besonders nachdrückliche Weise.¹² In diesen Zusammenhang eine rhetorische Theorieperspektive einzubringen, die nach Familien antiamerikanischen Sprechens auch über nationale Grenzen hinweg fragt, wäre eine hochinteressante, wenngleich forschungspraktisch sehr anspruchsvolle Anschlussmöglichkeit an den hier vorgelegten diskriminierungstheoretischen Ansatz.

Eine stärkere Orientierung auf international vergleichende Forschungsperspektiven ist nicht zuletzt deswegen erstrebenswert, da Antiamerikanismus häufig als wesentlich paneuropäisches Phänomen diskutiert wird (Berman 2008; Gulddal 2011; Markovits 2007). So stellt der Literaturwissenschaftler Jesper Gulddal fest: „Anti-Americanism is a transnational discourse, and can only be studied adequately using a comparative methodology.“ (Gulddal 2011, S. 7) Zwar sei nicht jeder Antiamerikanismus durch eine kontinental-europäische Identität geprägt, jedoch zeigten die von ihm analysierten literarischen Werke, „that the idea of a transatlantic divide between Europe and the United States must be seen as the master narrative of literary anti-Americanism“ (Gulddal 2011, S. 205). Als weiterer Beleg für einen paneuropäischen Identitätsfunktion werden die europaweiten Demonstrationen gegen den Irakkrieg im Februar 2003 angeführt (Markovits 2007, S. 201 ff.).

Inwieweit sich solche antiamerikanischen Einigungsbewegungen zu einem chauvinistischen „Europeanism“ entwickeln werden, wie ihn Hannah Arendt schon 1954 für möglich hielt, ist schwer abzusehen (vgl. ebd., S. 220 f.). Angesichts der seit 2009 andauernden Krise im europäischen Wirtschafts- und Finanzsystem und der damit einhergehenden Euro-Skepsis, insbesondere rechtskonservativ-nationalistischer Provenienz, scheint die Konstruktion einer paneuropäischen Nationalität aktuell jedenfalls eher an Schwung verloren zu haben. In den hier präsentierten Interviewanalysen deutet ebenfalls nichts auf eine spezifisch europäische

11 Ansätze zu einer solchen international vergleichenden Perspektive liegen mit den Monographien von Andrei Markovits, Russel Berman und Jesper Gulddal vor, die Antiamerikanismus als wesentlich *europäisches* Phänomen betrachten (Berman 2008; Gulddal 2011; Markovits 2007), sowie mit den Sammelbänden von Keohane und Katzenstein (Katzenstein und Keohane 2007a), O'Connor (O'Connor 2007a), Behrends (Behrends 2005) und Rubinstein und Smith (Rubinstein und Smith 1985).

12 Gulddal weist jedoch darauf hin, dass die Bilder und Narrative des Antiamerikanismus, zumindest in dessen literarischen Ausdrucksformen, über verschiedene nationale Kontexte auch außerhalb Europas weitestgehend identisch sind (Gulddal 2011, S. 206 f.).

Identitätsfunktion antiamerikanischer Rhetorik hin; stattdessen dominieren deutsch-nationale Konstruktionen.

Nichtsdestotrotz scheint mir die These einer transnationalen Ausrichtung anti-amerikanischer Identitätskonstruktionen in einem wichtigen Punkt mit den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit zu konvergieren. „European anti-Americanism“, so stellt Gulddal fest, „can best be described as a form of *postnational nationalism*“ (Gulddal 2011, S. 206; Herv. F. K.). Damit verbindet sich die Annahme, dass ein antiamerikanischer ‚Europeanism‘ zwar nicht mehr auf einzelstaatliche Identitätskonstruktionen ziele, jedoch „only transcends the nationalist point of view by transplanting nationalisms logic of differentiation from the national to the continental“ (ebd., S. 205). Vor dem Hintergrund meiner empirischen Beobachtungen möchte ich hingegen vorschlagen, den ‚postnationalen‘ Charakter des Antiamerikanismus nicht davon abhängig zu machen, ob die mit ihm konturierte Identitätskonstruktion sich auf einzelne Nationen oder eine ‚kontinentale‘ Wir-Gruppe bezieht. Vielmehr würde ich diesen auf die ideologische Funktion einer Äußerung nationalistischer Positionen unter (vermeintlich) postnationalistischen Bedingungen beziehen: In ähnlicher Weise, wie sich Antiamerikanismus zum Ausdruck eines in kultureller Semantik verkleideten Ethnozentrismus und Rassismus anbietet (vgl. Kap. 7.4), kann er dem Ausdruck eines Nationalismus dienen, der sich als postnational, universalistisch und integrativ präsentiert (vgl. Kap. 7.2 und 7.3). Was dabei stabilisiert, konturiert oder aufgewertet wird, ist eine traditionelle nationalistische Ordnung; nur erscheint diese, solange sie in Abgrenzung zu den USA konstruiert wird, nicht als Nationalismus – zumindest nicht im selben Maße wie bspw. anti-französische Varianten solcher Rhetorik.

Antiamerikanische Vorurteile scheinen also flexibel genug zu sein, um sowohl im Zusammenhang mit paneuropäischen, als auch mit einzelstaatlichen Nationalismen zu funktionieren. Es kann daher nicht davon ausgegangen werden, dass Krisen in der Herausbildung einer transnationalen europäischen Identität automatisch mit einem Rückgang des Antiamerikanismus einhergehen werden. Ebenso wenig wird man aber annehmen können, dass eine gelingende Konsolidierung transnationaler europäischer Identitätskonstruktionen den Antiamerikanismus, der mit diesen wohlmöglich einhergehen würde, von dessen diskriminierender Performanz befreit, nur weil ihm (vermeintlich) keine partikularen Nationalismen mehr zugrunde liegen: Antiamerikanismus wird nicht unproblematisch, nur weil er ggf. im Rahmen eines europäischen Universalismus funktioniert.

Eine genauere Analyse des Verhältnisses von Antiamerikanismus und nationaler Identität sollte sich daher nicht voreilig auf eine der beiden Varianten festlegen (Antiamerikanismus als ‚Europäismus‘ vs. Antiamerikanismus als partikularer Nationalismus), sondern die verschiedenen Varianten antiamerikanisch-nationalistischer Identitätskonstruktion einer differenzierten empirischen Beobachtung unterziehen. Hierbei wäre insbesondere auch das Verhältnis von nationalen und trans-

bzw. supranationalen Identitätskonstruktionen in europäischen Einigungsbewegungen zu beachten (vgl. Habermas 2004).

8.4 GELTUNGSREICHWEITE DER ERGEBNISSE UND EMPIRISCH-METHODISCHE ANKNÜPFUNGSPUNKTE

Es sei hier zunächst noch einmal festgehalten, dass die Generalisierbarkeit der entwickelten Hypothesen im Rahmen dieser Studie empirisch weitgehend unbeobachtet verbleibt. Das Bemühen um genetische Plausibilität der Deutungen kann eine gezielte Prüfung der Verbreitung der beschriebenen Rhetoriken nicht ersetzen. Mit dieser Aufgabe, die die Untersuchung großer Stichproben notwendig macht, geht allerdings notgedrungen ein stärker standardisiertes methodisches Vorgehen einher, das mit der sprechakttheoretischen Theoriegrundlage der präsentierten Hypothesen in Konflikt zu geraten droht. Es stellt sich daher die Frage, mit welchen Methoden man sich einer standardisierten ‚Messung‘ der hier beschriebenen Performanzen bzw. rhetorischen Funktionen annähern kann. Weit entfernt davon, eine definitive Antwort auf diese Frage geben zu können, scheinen mir diesbezüglich drei Wege aussichtsreich:

(1) Der Einbezug von Kontextvariablen in die standardisierte Erhebung von Antiamerikanismus: Eine parallele Erhebung theoretisch relevanter Korrelate von Antiamerikanismus könnte stärker in das Design entsprechender Skalen eingebunden werden. In der Logik eines solchen Vorgehens würde eine Skala nur dann als Maß für die Tendenz zu antiamerikanischem Sprechen gelten können, wenn gleichzeitig mit ihr auch Konstrukten wie Nationalismus, Schuldabwehr, oder Ethnozentrismus zugestimmt würde. Eine Antiamerikanismus-Skala müsste in gewisser Weise also *mehr als Antiamerikanismus* enthalten, um Antiamerikanismus erfassen zu können. Dies kann als messtheoretische Annäherung an die hier vorgeschlagene Unterscheidung von Semantik und Gebrauch verstanden werden, der zufolge die antiamerikanische Bedeutung bestimmter Stereotype (Antiamerikanismus-Items) nicht unabhängig vom Kontext festgestellt werden kann, in dem sie gebraucht werden.

(2) Abgesehen davon, dass sich das zuvor genannte Vorgehen zumindest im Rahmen der Surveyforschung als schwer praktikabel erweisen könnte, deutet die Annahme verschiedener antiamerikanischer Subgruppen auch hinsichtlich der statistischen Analyseverfahren in eine andere Richtung. Die Logik klassenbildender Verfahren, wie etwa Cluster- oder latenter Klassenanalysen, scheint einem an Familienähnlichkeit orientierten Antiamerikanismusbegriff deutlich besser zu entsprechen, als regressions- bzw. faktoranalytische „mindsets“ (Zyphur 2009). Die Annahme, dass dem Antwortverhalten auf einer Vielzahl von Antiamerikanismus-Items eine latente *kontinuierliche* Variable zugrunde liegt, kommt einem nominal-

definitorischen Begriff entgegen, der allgemeine und hinreichende Kriterien formuliert. Für eine Familienähnlichkeitsperspektive, die auf einen solchen einheitliche Faktor verzichtet, bieten sich hingegen statistische Verfahren an, die nicht Zusammenhänge zwischen Variablen durch latente *kontinuierliche* Variablen erklären, sondern Muster von Merkmalskombinationen durch latente *kategoriale* Variablen. Dies eröffnete auch die Möglichkeit, sowohl partielle Überschneidungen zwischen verschiedenen Antiamerikanismus-Klassen zu analysieren, als auch statistisch weitgehend unabhängige Klassen als Ausprägungen desselben Phänomens zu erfassen.

(3) Für eine produktive Anwendung von klassenbildenden Verfahren ist es zudem naheliegend, eine größere Anzahl semantischer Kriterien in standardisierter Form beobachtbar zu machen. Neben komplexeren Likert-skalierten Item-Batterien, wie sie oben angesprochen wurden, wären hierbei auch Erhebungsmethoden sinnvoll einzusetzen, bei denen Daten bspw. mittels Kartensortiertechniken, etwa der Q-sort Methode (Müller und Kals 2004), erhoben würden. Damit wäre freilich das Problem des Gebrauchskontextes noch nicht aufgehoben, aber zumindest die semantische Grundlage zur Klassenbildung reichhaltiger angelegt. Im Rahmen solcher Erhebungsverfahren wäre bspw. auch der in Kapitel 7.6.6 problematisierte Zusammenhang von Antiamerikanismus und nationaler Identität statistisch näher zu untersuchen, indem nicht nur verschiedene Amerikabilder, sondern auch verschiedene Typen nationaler Wir-Gruppenkonstruktionen erhoben würden. Für einen Einbezug von Kontextvariablen bei der standardisierten Vorurteilsbeobachtung bieten zudem aktuelle Entwicklungen im Bereich des faktoriellen Survey sowie der Choice Experiments vielversprechende Möglichkeiten (vgl. Beyer und Liebe 2015; Beyer und Liebe 2013).

Schließlich könnten standardisierte klassenbildende Verfahren in methodenintegrativen Designs wiederum produktiv durch qualitative Untersuchungen zum Gebrauchskontext ergänzt werden. Hierbei wäre eine Erweiterung der qualitativen Methoden hin zu stärker an alltäglichen Kommunikationsabläufen orientierten Erhebungsverfahren wünschenswert. So könnten etwa Gruppendiskussionen (vgl. z.B. Baethge et al. 2010; Decker et al. 2013) oder ethnographische Beobachtungen zu einer größeren *empirischen* Annäherung an die ‚natürlichen‘ Gebrauchsweisen und -Kontexte von Amerikastereotypen führen, die in der vorliegenden Studie durch die vergleichsweise ‚künstliche‘ Situation der Interviewgespräche vor allem in Form *hypothetischer* Schlussfolgerungen ex post möglich war.

8.5 RESÜMEE UND AUSBLICK

Ausgangspunkt der vorliegenden Arbeit war die Beobachtung, dass Antiamerikanismus nicht nur ein gesellschaftliches Problem im Sinne von menscheindlicher

Gewalt und deren Legitimation darstellt, sondern ebenso ein (alltags-)theoretisches bzw. begriffliches: In öffentlichen Diskursen sowie in der sozialwissenschaftlichen Forschungsliteratur wird der Begriff oftmals mit Verweis auf dessen politische Parteilichkeit zurückgewiesen bzw. eine „more precise definition of the term“ (O'Connor 2007b, S. 6) gefordert.

Ein in der Forschung häufig gewähltes Mittel, um diesem Definitionsproblem bzw. der damit verbundenen Normativitäts-Problematik beizukommen, ist der Rekurs auf etablierte einstellungstheoretische Vorurteilskonzepte. Wenngleich eine stärkere Eingliederung des Antiamerikanismuskonzeptes in den Kanon der Vorurteilsforschung generell zu begrüßen ist, führt doch die *definitorische* Präzision, die solche Konzepte anstreben, selbst zu bestimmten Unschärfen und Leerstellen in Begriffsbildung und Empirie.

Ein Kernargument der vorliegenden Studie ist daher, dass die viel beklagte Unschärfe des Antiamerikanismusbegriffes nicht durch eine präzisere Definition des Konzeptes überwunden werden wird. Dies gilt insbesondere für solche Forschungsansätze, in denen auch die empirische Anwendung des Begriffes in standardisierter Form erfolgt, d.h. durch operationale *Definitionen*. Der Antiamerikanismusbegriff wird hingegen schärfer gefasst, wenn er Unschärfen zulässt. Und zwar nicht als ‚Messfehler‘, also als zufällige Abweichung von ex ante festgelegten, ‚eigentlichen‘ Kernmerkmalen des Gegenstandes, sondern als zu beobachtendes Element des Gegenstandes selbst. Um Antiamerikanismus theoretisch und empirisch überzeugend beschreiben zu können, muss man mehr beschreiben, als ‚reinen‘ Antiamerikanismus. Dies ist die Grundannahme des vorgelegten performativen Vorurteilsbegriffes: dass antiamerikanisches Sprechen nur als antiamerikanisch bestimmt werden kann im Rekurs auf dessen Einbettung in einen Funktionskontext, der nicht *nur* antiamerikanisch ist. Ich kann nicht *erst* wissen, was Antiamerikanismus ist, und *dann* fragen, was er tut bzw. in welchen Zusammenhängen er funktioniert. Denn die Tätigkeit antiamerikanischen Sprechens, dessen funktionale Einbettung, ist ein zentraler Bestandteil der theoretischen Beschreibung von Antiamerikanismus.

Diese Tätigkeit, der Gebrauchs- oder Praxisaspekt des Antiamerikanismus, lässt sich aber nicht in definitiven Regeln abbilden. Dies meint die zentrale Einsicht Wittgensteins, dass sich die Regeln sprachlicher Bedeutung prinzipiell nicht in axiomatischen Sätzen erschöpfen: Wir werden immer an den Punkt gelangen, an dem wir über unsere Anwendung der Regel Rechenschaft abgeben müssen (vgl. Winch 1966, S. 41 sowie Kap. 3.4). Der somit drohende Regelregress (jede Regelanwendung wird durch eine weitere Regel begründet, die wiederum hinsichtlich ihrer Anwendung in Frage gestellt werden kann) wird natürlich auch durch einen performativen Antiamerikanismusbegriff nicht aufgelöst. Ein solcher Begriff kann aber, im Gegensatz zu nominaldefinitorischen Konzepten und standardisierter Empirie, die Unschärfen der Regelanwendung in den Begriff selbst aufnehmen, sie gewissermaßen reflexiv mitführen (vgl. Kalthoff 2008, S. 20). Dies ist, wie ich mit

der vorliegende Studie gezeigt habe, nicht einfach eine erkenntnistheoretische Zusatzleistung, die dem Antiamerikanismusbegriff als methodologisches Extra zur Seite gestellt wird. Sondern, eine gebrauchssensitive Theoriebildung erschließt am Gegenstand selbst neue Aspekte, die ohne eine solche Perspektivverschiebung wahrscheinlich nicht erkennbar gewesen wären. Beispiele hierfür sind das Sichtbarwerden des fragmentierten und flexiblen Charakters sowie der ideologisch-rechtfertigenden Funktion des Antiamerikanismus.

Auf empirisch-methodischer Seite entspricht diesem Theorieansatz die Rekonstruktion von konkreten, situativ eingebetteten Sprechakten, die je spezifisch hinsichtlich der reproduzierten Amerikabilder und rhetorischen Funktionen untersucht werden. Die begriffliche Struktur der dabei gebildeten Klassen ist die einer Familie, d.h. ein durch die Deutungspraxis der Forschenden vermittelter Zusammenhang von Elementen (Sprechakten), die kein allgemeines hinreichendes Merkmal teilen.

Aber auch eine solche empirisch begründete Rekonstruktion lokal eingebetteter Antiamerikanismen kommt nicht ohne begrifflichen Bezugsrahmen aus, der auf gesellschafts- und handlungstheoretischer Ebene Erwartungen an das beobachteten Phänomen heranträgt und es damit in gewisser Weise als Gegenstand überhaupt erst hervorbringt. Wie ich gezeigt habe, bieten Konzepte aus dem Bereich der Vorurteils- und Diskriminierungsforschung hierzu produktive Ansatzpunkte. Dieser Aspekt unterscheidet meine auf Familienähnlichkeit aufbauende und empirisch begründete Begriffsbildung von induktivistisch-nominalistischen Ansätzen. Trotz des besonderen Fokus auf die flexible, kontextabhängige Realisierung antiamerikanischer Sprechakte, ist Antiamerikanismus hier nicht einfach ein Name, der je nach ‚Meinung‘ der Beobachter auf ganz unterschiedliche Gegenstände referieren kann. Mit einem solchen relativistischen Konzept wäre *begrifflich* nichts gewonnen. Vielmehr muss auch eine auf Familienähnlichkeit beruhende empirische Begriffsbildung die grundlegende Spannung zwischen kontexttranszendierender Geltung und genetischem Kontextbezug berücksichtigen, die jedes begriffliche Sprechen auszeichnet.

Dieses prekäre Spannungsverhältnis auf theoretisch produktive Weise zu gestalten, stellt den performativen Aspekt der Begriffsbildung dar: was Forschende tun, indem sie einen Begriff gebrauchen. Genau diese Tätigkeit, der Gebrauchsaspekt der Antiamerikanismuskritik, droht durch nominaldefinitorische Konzepte und standardisierte Empirie aber aus der Theoriebildung ausgeklammert zu werden. Eine rekonstruktiv-sinndeutende Empirie und ein performativer Antiamerikanismusbegriff zwingen hingegen stets erneut dazu, auch die Frage der *Regelanwendung* zu stellen: Ist dieses konkrete Sprechen über Amerika abwertend? Und, wenn ja, inwiefern ist ‚Abwertung‘ ein Merkmal von Vorurteilen? Und ist es ein notwendiges Merkmal vorurteiligen Sprechens? Und wenn nicht, welche rhetorischen Gebräuche lassen sich alternativ finden? In dieser Weise spinnt sich die doppelte Frage nach der performativen Bedeutung des Antiamerikanismus stetig fort. Zur Ruhe kommt

die performative Perspektive dabei nicht durch eine saubere axiomatische Theoriekonstruktion mit klar definierten Ableitungsbeziehungen. Sie findet provisorischen Halt in einem theoretischen Gerüst, dessen Fundament nicht fest gegossen ist, dessen Träger und Streben nicht passgenau ineinandergreifen, sondern das eher einer freischwebenden, durch innere Spannungen zusammengehaltenen Konstruktion gleicht.

Dadurch wird eine empirische Vorurteilkritik einerseits gesellschaftstheoretisch sensibel: Die beständige Frage nach der performativen Bedeutung der häufig verworrenen Sprachgebräuche im empirischen Material führte zu der in Kapitel 4 präsentierten soziologischen Rahmung des Vorurteilsbegriffes. Andererseits ist die performative Perspektive aber auch besonders empfindlich für die normativen Aspekte der Vorurteilkritik, denn die Frage, was Forschende Tun, indem sie den Antiamerikanismusbegriff gebrauchen, lässt sich nicht ohne Rekurs auf die funktionale Einbettung ihrer Tätigkeit in den untersuchten gesellschaftlichen Zusammenhang beantworten. Cicourel hat diese Teilnehmerinnenperspektive der Soziologie wie folgt beschrieben:

„Die problematischen Merkmale alltäglichen Lebens können nicht erklärt werden durch formale Logik oder durch irgendein System, das mit seinen Axiomen isomorph ist. Die Sprache, die wir zur Beschreibung der Realitäten des Lebens übernehmen, läuft immer Gefahr, sich mit dem, was wir meinen, zu verheddern. Die Logik alltäglicher Aktivitäten, in die das zu untersuchende Sozialobjekt eingebettet ist, muß in Beziehung gesetzt werden zu der Logik der Theorie des Beobachters, so daß die beiden Systeme sowohl unterschieden als auch und dennoch aufeinander bezogen sind.“ (Cicourel 1974, S. 262)

Ein performativer Antiamerikanismusbegriff ist also nicht zuletzt deswegen theoretisch produktiv, weil er den Bezug zwischen der „Logik alltäglicher Aktivitäten“ und der „Logik der Theorie des Beobachters“ in die Begriffsbildung mit aufnimmt, d.h. gerade auch das „Verheddern“ besagter Logiken zum Gegenstand macht.

Die methodologische Problematik dieses Bezugs kann unter dem Titel der ‚Kritik‘ verhandelt werden, der in aktuellen soziologischen und sozialphilosophischen Diskursen vermehrt wieder aufgegriffen wird (vgl. Celikates 2009; Jaeggi und Wesche 2009; Lessenich 2014; Vobruba 2013; Wehling 2014). Hierbei wird vor allem der Punkt herausgestellt, dass die Soziologische Beobachtung die Maßstäbe ihrer Kritik nicht extern, sondern durch ein Anknüpfen an die von Laiensoziologen formulierten Problembestimmungen gewinnen muss. In der vorliegenden Arbeit wurde dies versucht, indem der Vorurteilsbegriff an die Ideale der Gleichheit bzw. Gleichberechtigung geknüpft wurde. Vorurteile zu kritisieren bedeutet somit zunächst, Verletzungen etablierter Gleichheitsvorstellungen theoretisch-empirisch zu beschreiben. Da aber weder die kritisierten Vorurteilsäußerungen explizit anti-egalitär sind, noch die egalitäre Norm ein geschlossenes Set moralischer Regeln be-

inhaltet, distanziert sich eine soziologische Vorurteilkritik indem sie gesellschaftlich virulente Maßstäbe der (Ungleichheits-)Kritik aufgreift zugleich von diesen. Das Vorgehen einer soziologischen Kritik ist also dadurch gekennzeichnet, dass sie einerseits die gegen ihren Gegenstand in Stellung gebrachten Normen in diesem Gegenstand (Vorurteil) selbst verortet, und andererseits dadurch die eigene normative Grundlage unterläuft. In diesem Sinne muss eine „kritische Soziologie der Gesellschaft [...] eine Soziologie der Gesellschaftskritik sein, die auch die gesellschaftlich Kritisierenden zur Rechenschaft zieht“ (Lessenich 2014, S. 20; vgl. auch Celikates 2009, S. 159 ff.). Vorurteilkritik ist also immer beides zugleich: Kritik von Vorurteilen, d.h. von Verletzungen der egalitären Norm, und Kritik an dieser Norm selbst, deren prinzipielle Vereinbarkeit mit diskriminierenden Differenzkonstruktionen sie am vorurteiligen Sprechen empirisch aufzeigt.

Es wäre wünschenswert, dass in Zukunft eine stärkere Anbindung der Vorurteilsforschung an derartige Konzeptionen sozialwissenschaftlicher Kritik gesucht wird. Nicht zuletzt, weil diese Perspektive, wenn nicht eine Lösung, so doch einen produktiven neuen Blick auf die ‚Definitionsprobleme‘ nicht nur der Antiamerikanismus-, sondern der Vorurteilsforschung insgesamt bietet. Hierin kann die Funktion einer erschließenden Vorurteilkritik gesehen werden: gesellschaftliche Diskurse und Problembestimmungen aufzugreifen und auf solche Art kritisch deutend zu bearbeiten, dass Problemgegenstände in einem neuen Licht erscheinen und festgefahrene Diskurse und Praxen eine neue Dynamik gewinnen. Ob diese neue Dynamik gut oder schlecht, wahr oder falsch ist, lässt sich unabhängig vom Austausch mit den Agierenden im Wissenschaftssystem sowie in anderen gesellschaftlichen Teilbereichen letztendlich nicht bestimmen. Das Gelingen einer solchen kritischen Bearbeitung sozialer Pathologien wird somit stets erneut am „Verschwinden der Frage“ (Adorno 1973a, S. 342) bzw. an deren Verschiebung hin zu neuen Fragen gezeigt werden müssen.

Antiamerikanismus in Deutschland heute ist ein paradigmatisches Beispiel für den Charakter des Vorurteils in einer Zeit, in der essentialistische und exkludierende Unterscheidungen, etwa nach Ethnizität oder Nation, zunehmend in Bedrängnis geraten. So werden im antiamerikanischen Sprechen zwar unmittelbar keine rassischen bzw. ethnischen Zuschreibungen gemacht, aber dennoch, oder vielmehr: gerade deshalb, kann es der Rückversicherung rigider ethno-nationaler Identitätskonstruktionen dort dienen, wo ein Rekurs auf Ethnie und Nation problematisch geworden ist. Es steht zu hoffen, dass die hier vorgeschlagene Theorieperspektive auf antiamerikanische Vorurteile einen dynamisierenden Effekt nicht nur auf die sozialwissenschaftliche Antiamerikanismuskritik, sondern mittelbar auch auf diejenigen rigiden Klassifikationsmuster und Identitätskonstruktionen haben wird, die zu einer Reproduktion diskriminierender gesellschaftlicher Verhältnisse gerade in ihren ideologisch vermittelten, ‚demokratischen‘ Formen beitragen.

